

Wir kamen als Vertriebene

Am 20. Januar 1945 hörten wir zum ersten Mal den Kriegslärm. Er kam aus Norden, von jenseits der Oder. Als dann gegen Mittag eine starke Detonation die Luft zerriß, wagte ich mich nach Steinau, um die Lage auszukundschaften. Dort herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Allenthalben deutsche Truppen auf dem Rückzug! Sie hatten — daher kam die Detonation — die Oderbrücke gesprengt, während bereits russische Panzer darüberrollten. Ich sehe das Bild noch vor mir: Ein Panzer stand unversehrt auf dem stehengebliebenen Mittelpfeiler, während vor und hinter ihm die Brücke zusammengebrochen war. Wir hatten also nicht mehr viel Zeit, denn der Russe würde sich nicht lange aufhalten lassen. Schleunigst machte ich mich auf den Heimweg. Zu Hause beschlossen wir, die Flucht anzutreten.

Wir, das waren meine Mutter, meine Schwester und ich. Ich war damals ein 19jähriges Mädchen. Meine drei Brüder waren alle im Krieg gefallen. Unser Vater war vor wenigen Tagen zum Volkssturm eingezogen worden. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Wir bewirtschafteten zusammen einen Hof von etwa 60 Morgen in einem kleinen Dorf in der Nähe von Steinau an der Oder. Das weite, flache Land war fruchtbar. Wir zogen Getreide, Kartoffeln, Gurken und Zuckerrüben. Im Stall standen zwei Pferde, fünf Kühe und etliche Schweine. Wir hatten also unser gutes Auskommen, und unser Entschluß, den Hof zu verlassen, fiel uns nicht leicht. Am Nachmittag holten wir unseren Wagen aus der Scheune und beluden ihn mit allem, was wir dringend brauchten. Was wir nicht mitnehmen konnten und wertvoll war, wurde in der Scheune vergraben. Als wir am Abend in unseren Betten lagen, das letzte Mal auf unserem Hof, fanden wir keinen Schlaf.

Tausend Gedanken tanzten durch unseren Kopf. Wo sollten wir hin? Wie lange würde alles dauern? Wenn wenigstens Vater da wäre! Wir waren aber dennoch überzeugt, daß wir nach Beendigung der Kriegswirren wieder auf unseren Hof zurückkehren könnten und alles so sein würde wie früher.

Am nächsten Morgen spannten wir an. Es war ein bitterkalter Wintermorgen — 20 Grad unter Null. Feld und Wald waren verschneit und die Straßen vereist. Deshalb mußten wir das zweite Pferd im Stall lassen, denn seine Eisen waren nicht scharf genug für das Eis auf der Straße. Auch das Fohlen konnten wir nicht mitnehmen, denn das hätte unseren Futtermvorrat verringert. So zogen wir, zusammen mit einem Nachbarn, im Morgengrauen des 21. Januar in Richtung Süden los, mit nur einem Pferd vor unserem Wagen. Im nächsten Dorf trafen wir auf einen Treck von etwa 15 Wagen, der ebenfalls zur Abfahrt bereit war. Diesem schlossen wir uns an, und von nun an ging es gemeinsam weiter.

Sehr schnell kamen wir nicht voran. Wir schafften etwa 10 bis 15 km am Tag, denn wir waren nicht die einzigen auf der Straße. Mit uns zogen Tausende von deutschen Soldaten, die auf dem Rückzug waren, und Zivilisten, die vor der russischen Front flüchteten. Abends fanden wir immer jemanden, der uns eine Stelle zuwies, wo wir schlafen konnten. Manchmal gab man uns sogar etwas zu essen und Futter für das Pferd.

Nach fünf Tagen erreichten wir die Stadt Goldberg an der Katzbach. Kurz dahinter wurde das bisher ebene Land immer hügeliger. Wir hatten die Ausläufer des Gebirges erreicht und wußten, daß wir nicht mehr weit kommen würden. Schon bisher hatte unser Pferd Schwierigkeiten auf der eisglatten Straße. Es rutschte öfters aus und fiel. Wir mußten Decken unterlegen, um ihm wieder auf die Beine zu helfen. Gottlob hatte es alle Stürze heil überstanden. Aber nun tauchte eine neue Schwierigkeit auf. Unser Wagen hatte nämlich, wie alle Wagen in der schlesischen Ebene, keine Bremsen, ganz einfach, weil wir keine brauchten. Aber jetzt hätten wir sie gebraucht, ja, noch schlimmer, ohne Bremsen konnten wir nicht weiter, weil unser Pferd allein den Wagen auf den Bergabstrecken nicht halten konnte. So beschlossen wir, zunächst einmal zu bleiben, wo wir waren.

In dem kleinen Dorf, seinen Namen habe ich vergessen, gab es, wie in fast allen schlesischen Dörfern, etwas abseits gelegen, ein Gut, in dem wir zunächst unterkamen. Wir bekamen ein kleines Zimmer zugewiesen und wurden aus der Gemeinschaftsküche gepflegt. Im übrigen waren auch hier alle Einwohner bereits gerüstet zur Flucht.

Wir wußten nicht, sollten wir uns freuen, daß unser Treck ein Ende hatte, oder wäre es besser gewesen, weiterzuziehen? Aber das konnten wir ja sowieso nicht. Voller Langeweile krochen die Tage dahin. Wir warteten, aber wußten nicht, worauf. Unser Gefühl, daß irgend etwas geschehen würde, trog uns nicht. Eines Tages, es mag so um den 5. Februar gewesen sein, ging ich ins Dorf hinein, um etwas Brot zu kaufen. Vor der Bäckerei stand schon ein lange Schlange, und ich stellte mich auch an. Es war noch immer kalt. Aber das waren wir gewohnt, denn die Winter in Schlesien waren in der Regel streng. Plötzlich brummt Militärfahrzeuge die Dorfstraße entlang, die wir zunächst für deutsche LKWs hielten. Da rief jemand: „Das sind Russen!“ Wir schauten hin und wurden starr vor Schreck, es stimmte. Die Russen hatten uns eingeholt. Wir verzichteten auf unser Brot, stahlen uns heimlich aus der Schlange und schlichen zwischen den Häusern auf Umwegen zum Gut zurück, wo unsere Nachricht „Die Russen sind da!“ Entsetzen und Ratlosigkeit verbreitete. In bangem Warten verging der Tag. In der Nacht fanden wir keine Ruhe. Wir hörten Schüsse aus dem Dorf, hörten Frauen kreischen, und der Himmel war rot.

Ängstlich zusammengeduckt warteten wir im dunklen Zimmer — wir wagten kein Licht zu machen, — was auf uns zukommen würde. Aber das Gut lag wohl zu abseits. Die Russen hatten es noch nicht entdeckt, und die Nacht ging vorüber, ohne daß etwas geschah.

Am Morgen erfuhren wir, daß im Dorf die Hölle losgewesen sein mußte: Erschießungen, Vergewaltigungen, Brandlegungen.

In der folgenden Nacht nahmen wir gleich unsere Decken und versteckten uns im abgelegensten Winkel des Pferdestalles unter Stroh. Auch diesmal geschah bei uns nichts. Aber wir hielten es nicht mehr länger aus, wir wollten weg. Aber wohin? Weiter fliehen war sinnlos, denn die Russen hatten uns längst überholt. Also zurück! Am Morgen packten wir unsere Sachen, spannten an und

machten uns alle zusammen wieder auf den Weg, den wir vor knapp zwei Wochen gekommen waren.

Weit kamen wir nicht. Bei Goldberg sperren Russen die Straße, hielten uns an und bedeuteten uns, daß wir nicht weiter dürften. Sie wiesen uns in umliegende Häuser und Gehöfte ein, wo wir zu bleiben hatten. Sie fanden auch Gefallen an unserem Pferd, es war übrigens hochtragend, und nahmen es uns weg. Anscheinend aber hatten sie Mitleid mit uns, denn sie gaben uns ein anderes. Allerdings war es lahm und zudem auch noch blind. Aber wer wollte hier protestieren?

Auf die Nacht bereiteten wir uns diesmal gründlicher vor. Meine Mutter verkleidete sich als alter Mann und setzte sich zusammen mit zwei richtigen alten Männern auf den Kutschbock des Planwagens meiner Kusine. Weil dieser der größte war, wählten auch wir Mädchen ihn zu unserem Nachtlager. Mühsam hoben wir die Ladung von Hausgerät, Betten, Futter und Stroh hoch, krochen darunter, ordneten alles sorgfältig um uns herum und verbrachten so unbelästigt die Nacht. An Schlaf war zwar nicht zu denken, aber wir hatten wenigstens Ruhe.

Völlig zerschlagen krochen wir am Morgen aus unserem Versteck. Von den Russen war nichts zu entdecken. Also machten wir uns wieder auf den Weg. Ich weiß heute nicht mehr, wie wir das alles überstanden haben, es war furchtbar. Die halbe Stadt Goldberg brannte. Da es in letzter Zeit keine Kämpfe mehr gegeben hatte, gab es dafür nur eine Erklärung: Die Eroberer hatten die Stadt angezündet. Warum?

Irgendwie kamen wir durch die brennende Stadt. An der Landstraße dahinter überall Spuren des Krieges. Am Straßenrand tote Soldaten, Zivilisten, Pferde. Erschossen, erfroren.

Eines Nachts hatten wir Unterkunft in einem leeren Gehöft an der Straße gefunden. Wir wollten noch etwas Warmes bereiten. Weil es kein Wasser gab, nahmen wir unseren Kochtopf, füllten ihn draußen in der kalten Winternacht mit Schnee, tauten ihn auf und konnten uns wenigstens einen warmen Kaffee kochen.

Im Morgengrauen gingen wir noch einmal an dieselbe Stelle, um Schnee zu holen. Da hockten dort drei deutsche Soldaten. Dazwischen auf einer Kiste ein Kartenspiel. Sie rührten sich nicht, als wir näher kamen. Dann sahen wir es: Sie waren tot. Erschossen beim Kartenspielen. Einer hielt noch ein paar Karten in der verkrampten Hand. Hier, mitten zwischen ihnen, hatten wir in der Nacht unseren Schnee geschöpft.

Ein Stück weiter stehen auf der Straße Männer in tschechischen Uniformen. Einige richten ihre Gewehre auf uns, während andere an unseren Wagen kommen und unser Gepäck abräumen. Sie schleppen es einige Meter seitwärts und schleudern Koffer, Pakete, Beutel und Bündel gegen die Wand eines Spritzenhauses. Sie wollen unseren Kram nicht einmal haben. Nur zerstören! Sinnlos! Als auf unserem Wagen nur noch die Betten, eine Wanne und die Lebensmittel übriggeblieben sind, dürfen wir weiterfahren.

Wieder ein Stück weiter überholt uns ein russisches Militärfahrzeug.

Plötzlich ein Ruck und Klirren! Wir sind mit ihm zusammengestoßen, und dabei ging seine Windschutzscheibe zu Bruch. Wutschnaubend stürzt der Fahrer heraus und zwingt uns mit vorgehaltener Maschinenpistole an eine Friedhofsmauer. Als er die MP durchlädt, merken wir, daß dies kein Spaß mehr ist, und fangen an zu schreien. Glücklicherweise sitzt in dem Wagen noch ein russischer Offizier, der nun aussteigt und dann erst meine Schwester und mich und endlich auch meine Mutter laufen läßt. Aber nun wollen die beiden unser Gepäck konfiszieren und entdecken, daß wir nichts mehr haben. Wir verstehen kein Russisch, aber es müssen gräßliche Flüche gewesen sein, mit denen sie uns weiterjagen. Dann wenden sie sich einem anderen Wagen zu, der gerade daherkommt.

Langsam näherten wir uns wieder unserem Heimatdorf. Aber wir waren vorsichtig geworden. Wir schlugen erst einmal Quartier im Nachbardorf auf und schickten einige alte Männer vor, um die Lage auszukundschaften. Die Nachrichten, die sie mitbrachten, waren wenig ermutigend. In unserem Dorf hatten die Russen inzwischen Befestigungsanlagen errichtet und auf den Feldern etwas außerhalb einen Flugplatz angelegt. Im Wirtshaus war ein Lazarett eingerichtet worden. Das bedeutete, daß die Gegend von Besatzern wimmelte. Und nun standen wir wieder vor der Wahl: Bleiben, wo wir waren, oder heim? Wir entschieden uns trotz allem für heim! Und wer hätte es anders gemacht, so dicht vor der Haustür?

Und dann kam der Tag, an dem wir wieder zu Haus waren. Es war der 26. Februar. Wir betraten unsere Stuben und mußten erst einmal Luft holen. Hier hatten Barbaren gehaust. Alles kleine Mobiliar, Schränkchen, Radio, Uhren, lag im Garten, durchs Fenster geworfen. Schranktüren waren ausgehängt und kurz- und kleingeschlagen, Gläser mit Eingemachtem aus dem Keller geholt und gegen die Wände geworfen. Das Sofa aufgeschnitten, die Betten aufgeschlitzt und die Federn umhergestreut! Und dann hatte irgendein Witzbold noch eine Milchkanne voll Rübensyrup, den wir uns im Herbst gekocht hatten, in den Bettfedernhaufen gegossen. Es war ein Werk sinnloser Zerstörungswut, das wir vorfanden. Aber wir waren wieder zu Hause. Wir wollten es uns schon wieder wohnlich einrichten. Wir wollten wieder unsere Felder bebauen, der Krieg war ja bald zu Ende. So dachten wir, aber es sollte anders kommen.

Wir versuchten zunächst, so gut es ging, unsere Wohnung wieder herzurichten, was nicht so einfach war, denn es gab ja keinen Ersatz für die zerstörten Gegenstände. Irgendwie hatten es die Russen geschafft, unsere elektrische Anlage außer Betrieb zu setzen, so daß wir abends ohne Licht waren.

Kerzen zu kaufen gab es nicht. Wir halfen uns, indem wir die Ofentür offen ließen, damit der flackernde Schein des Feuers ein wenig das Zimmer erhellen konnte. Jeden Abend verkrochen wir uns mit Mänteln und Decken in eine andere Ecke der Scheune und später, als es langsam wärmer wurde, auch in die Felder und Büsche zum Schlafen, um vor den frauennachstellenden Russen sicher zu sein.

Bald wurden wir von Kommandos zusammengestellt und zur Arbeit verpflichtet. Wir mußten zunächst für das Lazarett die Wäsche waschen. Später wurden wir dem Dominium zur Arbeit zugeteilt. Dominium hieß bei uns das einem meist

adeligen Besitzer gehörende Gut. Es war zu jener Zeit aber bereits enteignet und wurde von den Besitzern verwaltet. Dort fanden wir unsere inzwischen beschlagnahmten Kühe wieder, die, wie alles Vieh der Umgegend, dort zusammengetrieben worden waren. Unsere eigenen Felder konnten wir nicht bebauen, da es an Zugtieren, Geräten und Saatgut fehlte. Lediglich einige Kartoffeln und etwas Mohn bauten wir im Garten an.

Im September zog bei uns Jozef, ein älterer Pole, ein. Wir kannten ihn vom Gut her, wo er in der ersten Zeit Kommandant gewesen war, da er der russischen Armee angehörte. Nun war er entlassen und arbeitete bei der Bahn. Dieser Mann hat uns viel geholfen. Er besorgte uns manches, was es sonst nicht gab. Er schickte russische Trupps, die an der Haustür klingelten und irgend etwas suchten, weg und schützte uns so vor ihnen. Wir konnten endlich wieder in Ruhe in unserem Haus schlafen.

So verging das Jahr 1945. Wir feierten ein bescheidenes Weihnachtsfest. Am Heiligabend zündeten wir die beiden letzten Kerzen an, die wir noch besaßen. Zudem hatte uns Jozef mit einem Salzhering für das Festessen versorgt. Wir ahnten nicht, daß es unsere letzten Weihnachten in der alten Heimat sein sollten. In den nächsten Monaten langten immer mehr polnische Familien in unseren Dörfern an. Sie waren von den Russen aus ihren Ostgebieten vertrieben worden und sollten in Schlesien eine neue Heimat finden. Sie waren nicht freiwillig oder gar gern gegangen und glaubten auch nicht, daß sie lange bei uns bleiben müßten, sondern rechneten mit einer baldigen Rückkehr in ihre Heimatgebiete. Auch sie sollten sich irren. Sie bekamen bald unsere Arbeitsplätze zugewiesen, und wir verloren damit unsere einzige Verdienstquelle.

In der Folgezeit entwickelten sich zwischen uns bald so etwas wie nachbarliche Beziehungen. Sie halfen uns mit Lebensmitteln, wir schenkten ihnen Einrichtungsgegenstände, die wir entbehren konnten.

Bald gingen auch Gerüchte um, die wir einfach nicht glauben mochten. Es hieß, daß alle Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und der Neiße ausgewiesen werden sollten, um für die vertriebenen Polen Platz zu machen. Die große Frage war aber: Waren wir dabei? Denn aus dem schlesischen Gebirge fließen zwei Nebenflüsse zur Oder, die den Namen Neiße führen: im Osten die Glatzer und weiter westlich die Görlitzer Neiße. Und in dem Gebiet dazwischen, das etwa die Hälfte von Schlesien ausmacht, wohnten wir.

Wir wissen heute, daß ursprünglich die Glatzer Neiße als Grenze gedacht war. Als aber die Russen merkten, daß auf den Konferenzen von Yalta und Potsdam, auf denen die Ostgebiete neu verteilt wurden, die amerikanischen Unterhändler die Geographie unseres Landes nicht so genau beherrschten und im Vertragstext nur der Name „Neiße“ erschien, verschoben sie stillschweigend die neue Grenze um 200 km nach Westen an die Görlitzer Neiße. Dieses Pokerspiel zwischen den Siegermächten kostete uns und Hunderttausenden Menschen die Heimat.

Immer öfter hörten wir nun von Transporten, die zusammengestellt und irgendwohin in Bewegung gesetzt wurden, nur konnte uns niemand sagen, wohin. Bald wurden auch Familien der Nachbarschaft von der Ausweisung betroffen und mußten in kürzester Zeit mit Sack und Pack Haus und Hof verlassen.

Die Gerüchte beruhten also auf Wahrheit, und es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, wann auch wir drankämen.

In Juli besuchte uns der Bürgermeister unseres Dorfes, der ein Pole war, und eröffnete uns: „Übermorgen geht ein Transport ab, und wenn ihr wollt, könnt ihr mit.“ Auf unsere Frage: „Wohin?“ zuckte er die Achseln. Unbekannt. Natürlich dachten wir zunächst nicht daran fortzugehen. Wir drei Frauen hatten uns kaum einmal ernsthaft mit unserer Lage beschäftigt und wollten nicht glauben, was doch schon längst Tatsache war.

Am nächsten Tag jedoch suchte uns ein guter Bekannter auf, der im Nachbardorf wohnte. Er hatte sich entschlossen, mit dem nächsten Transport mitzufahren, weil er zu der Erkenntnis gekommen war, daß wir nach und nach doch alle ausgewiesen werden würden, womit er ja auch recht behalten sollte.

Er überredete uns mitzufahren. Nach längerem Überlegen beschlossen wir, uns dem Transport anzuschließen. Für drei Frauen war das Leben langsam nicht mehr zu meistern, und wenn wir mitgingen, hatten wir wenigstens einen Mann, der uns zur Seite stehen konnte und der, weil er außer Deutsch noch etwas Polnisch, Russisch und Ukrainisch sprach, sicher ein guter Begleiter sein würde.

Wir packten also unsere Sachen. Etwas Hausrat, Verpflegung und die Betten wurden in Säcke, Umhängetücher und eine Wanne verstaut. Unsere polnischen Nachbarn brachten uns Butter, Brot und Quark; wir schenkten ihnen dafür Hausrat, den wir nicht mitnehmen konnten.

Und dann kam der Tag, an dem wir zum zweitenmal, und diesmal für immer, unser Haus und unseren Hof verlassen mußten. Der Bürgermeister, wie gesagt, ein Pole, fuhr mit Pferd und Wagen vor, lud unser gesamtes Gepäck auf und brachte uns nach Wohlau zum Bahnhof. Es gab auch bei uns über Politik, Feindschaft und Sprachunterschiede hinweg menschliche Beziehungen. Das muß auch einmal gesagt werden.

Auf dem Wohlauer Bahnhof stand ein langer Güterzug bereit, und immer mehr Vertriebene kamen an. Hier trafen wir einige Tanten und Kusinen wieder, die wir schon längere Zeit nicht mehr gesehen hatten und die, gleich uns, ausgewiesen worden waren. Die männlichen Familienmitglieder fehlten ausnahmslos, sie waren noch nicht wieder heimgekehrt.

Bevor wir einsteigen durften, wurden wir von polnischen Soldaten kontrolliert. Kontrolle, das hieß, was ihnen gefiel, nahmen sie uns weg. Meine Schwester wurde in einen Verschlag geführt und mußte sich völlig ausziehen. Manches Stück wechselte so noch schnell den Besitzer. Aber manches wurde doch nicht gefunden, denn im Verstecken des Wichtigsten, das wir besaßen, des Geldes, waren wir sehr erfinderisch. Unser Bekannter packte es jeweils vor Kontrollen in Silberpapier und steckte es sich in den Hintern. Andere hatten es in Brot eingebacken oder zwischen abgetrennten und wieder angenagelten Schuhsohlen versteckt. Wir hatten darum keine Sorgen, denn wir besaßen keins mehr.

Dann wurden wir verladen. Je etwa 60 Personen bekamen einen Güterwagen zugewiesen, der auch noch das gesamte Gepäck aufnehmen mußte. Nachdem jeder sein Plätzchen ergattert hatte, wurden die Türen verschlossen, und die lange Reise begann. Kurze Etappen der Fahrt wechselten mit manchmal endlos

langen Haltepausen auf Bahnhöfen ab, um den normalen Zugverkehr durchzulassen. Wir waren ja ein „Sonderzug“. Dabei wußte niemand, wohin die Reise ging, nach Osten oder nach Westen. Im stillen hofften wir alle, daß es westwärts ginge. In den geschlossenen Waggons verloren wir bald die Orientierung, deshalb kann ich auch über unsere Fahrtroute nichts Genaues sagen.

In unseren Wagen hatten wir uns eingerichtet, so gut es ging. Jeder hatte sein Plätzchen. Das Gepäck diente gleichzeitig als Bett. In einer Ecke stand ein Eimer, die Toilette für alle. Sobald der Zug auf einem Bahnhof hielt, versuchten wir, schnell etwas Warmes zu bereiten. Einige besorgten Wasser von dem Kran, aus dem die Lokomotiven aufgefüllt wurden. Einige organisierten Holz, andere bauten aus Steinen eine primitive Kochstelle. Manchmal glückte es uns, aus Mehl, Wasser und Salz eine Suppe zu kochen, zu der wir dann eine Scheibe Brot aßen. Manchmal hieß es aber auch schon vorzeitig: „Einsteigen!“ Dann konnten wir nur noch das angewärmte Wasser wegschütten und mußten hungrig in die Waggons zurückklettern.

So vergingen die Tage, einer nach dem andern, ich weiß nicht mehr, wie viele. Unser Zug war lang, es mögen etwa 50 bis 60 Wagen gewesen sein, die von einer Lok gezogen und von einer zweiten geschoben wurden.

Eines Tages hörten wir russische Laute, die uns zum Aussteigen aufforderten. Wir hatten inzwischen gelernt, Polnisch und Russisch zu unterscheiden, und konnten einige Ausdrücke verstehen. Diesmal wurden wir zur Entlausung geführt. In einer Baracke wurden wir von oben bis unten mit einem stinkenden Pulver besprüht. Dabei erfuhren wir aber auch, daß wir die Görlitzer Neiße überschritten hatten und uns wieder auf „deutschem“ Boden, wenn auch unter russischem Kommando, befanden. Begeistert rissen wir uns unsere weißen Armbinden, die uns im polnischen Verwaltungsbereich als „Ausländer“ markierten, ab und warfen sie weg. Noch mehr Jubel löste die nächste Nachricht aus, die wir erhielten: „Es geht noch weiter nach Westen.“ Nun konnte uns nichts mehr aufregen. Wir bekamen noch eine warme Mahlzeit, wurden wieder in die Waggons verfrachtet, und die Reise ging weiter. Die Stimmung hatte sich jetzt aber merklich gehoben.

Nach zwei oder drei Tagen wurden wir endgültig ausgeladen. Zunächst wurden wir wieder mit dem stinkenden Entlausungspulver eingenebelt, dann erfuhren wir, daß wir in Marienborn angelangt waren. Wir bekamen eine warme Mahlzeit und in einer Baracke eine Schlafstelle. Wir wollten nun wieder einmal richtig komfortabel schlafen und packten, zum erstenmal seit zu Hause, unsere Betten aus. Wir schliefen ruhig und tief, denn wir hatten die Ungewißheit, in der wir seit über einem Jahr gelebt hatten, hinter uns.

Aber ganz zaghaft zuerst, dann immer deutlicher tauchten bald neue Fragen auf, Fragen nach der Zukunft, nach Wohnung und Arbeit.

Am Morgen stand ein neuer Zug für uns bereit. Wir wurden wieder verladen, und unsere Fahrt ging weiter. Die Stimmung hatte sich gehoben, denn wir wurden jetzt nicht mehr als Feinde betrachtet und ständig kontrolliert, sondern wir waren „Vertriebene“, denen geholfen werden mußte. Neugierig schauten wir

öfters aus dem Waggon, um uns zu orientieren, was nicht viel Erfolg hatte, denn die Fahrt ging ja durch uns völlig unbekanntes Land.

In den Bahnhöfen, in den Dörfern und Städten, die wir durchfuhren, waren die Spuren des Krieges noch überall zu erkennen. Das anfangs ebene Land wurde nun bergig, und nach zwei Tagen hielt der Zug im Bahnhof Siegen. Damals waren Gerüchte, die sogenannten „Parolen“, unsere einzige Nachrichtenquelle. Bald hieß es: Hier ist ein Lager. Dann: Es ist voll. Als sich nach einer Nacht der Zug wieder in Bewegung setzte, wußten wir, daß die letzte Nachricht stimmte. Es ging weiter.

Nach einigen Stunden erreichten wir Hemer, wo sich ebenfalls ein Auffanglager befand. Dieses nahm uns endlich auf. Die Tage, die wir hier zubrachten, waren Tage der Rückkehr ins zivile Leben. Wir konnten baden und duschen. Was das heißt, kann nur der ermessen, der selbst einmal wochenlang nicht mehr aus den Kleidern gekommen ist. Wir konnten sogar zum Friseur gehen und unsere Haare in einen menschenwürdigen Zustand versetzen lassen. Das war ein Erlebnis, auf das wir schon seit mehr als eineinhalb Jahren hatten verzichten müssen.

Aber auch diese Tage nahmen ein Ende, und wir wurden mal wieder in die uns so vertrauten Waggon geschickt. Diesmal dauerte die Fahrt nicht lange, und als der Zug hielt, waren wir auf dem Bahnhof Berleburg.

Es war an einem frühen Sonntagmorgen. Wir durften das Gepäck im Zug lassen und wurden in ein großes Gebäude geführt, das offensichtlich eine Schule war. Später habe ich den Namen erfahren, es war die Odebornschule. Hier fanden wir gedeckte Tische vor. Schwestern vom Roten Kreuz bewirteten uns mit Kaffee, Kakao und Brötchen. Brötchen! Seit eineinhalb Jahren hatten wir keine Brötchen mehr gesehen. Wir fühlten uns wie in einem Luxushotel. Aber auch dieses Frühstück ging zu Ende, und wir mußten zurück zum Bahnhof. Hier standen schon Lastwagen bereit. Wir wurden mit unserem Gepäck auf die verschiedenen Wagen verteilt, und bald holperten wir — zum ersten Mal im Leben — durchs Wittgensteiner Land. Hier war es eigentlich recht schön. Berge und Wälder. Das kannten wir ja bei uns zu Hause nicht.

Nach kurzer Fahrt wurden wir in Birkelbach ausgeladen und sollten warten. Auf der Treppe der alten Schule verbrachten wir den Sonntagvormittag. Der Gemeinderat war zusammengetreten und beriet über uns. Es war ja auch für die hiesigen Gemeinden ein großes Problem, die immer neu ankommenden Vertriebenen unterzubringen.

Ab und an kam ein Dorfbewohner und holte den einen oder anderen von uns, der ihm zugewiesen worden war, ab. Am frühen Nachmittag waren endlich wir dran. Unsere Quartierwirte waren arme Leute. Aber dennoch (oder gerade deswegen) nahmen sie uns freundlich auf. Ich erinnere mich noch: Zur Begrüßung gab es Kaffee und Wittgensteiner Waffeln. Auch sonst waren sie rührend um uns bemüht. Wir bekamen ein Zimmer, wir durften in der Küche kochen, sie gaben uns von ihrem Holz und teilten das Letzte mit uns.

Um unseren Lebensunterhalt zu bestreiten, fand ich bald Arbeit bei der Firma Busch-Jaeger in Aue.

Nach einem Umweg über eine größere Wohnung in Berleburg bekamen wir 1954 eine Siedlerstelle in Röspe. Unsere Flucht und Vertreibung war zu Ende. Es galt nun, uns mit unserem Los abzufinden und in dem neuen Land eine neue Heimat zu suchen. Aber geht das?

Wir sind jetzt über 20 Jahre hier. Wir fühlen uns wohl. Aus der Siedlung ist schon eine kleine Gemeinschaft geworden. Unsere Kinder sind Wittgensteiner. Auch wir haben hier Freunde und Bekannte gefunden.

Der Verlust unserer angestammten Heimat, in der wir geboren sind, in der wir unsere Kinder- und Jugendjahre verbracht haben, die wir in jenen Jahren bis in die letzten Winkel durchstreift haben, die unsere Spiele und Streiche gesehen hat — ihr Verlust hat Narben hinterlassen. Ganz verheilen werden sie nie.

Nach dem Bericht einer vertriebenen Schlesierin, erzählt von Heinz Hilbig

Heimatbuch Erndtebrück Band 2 (1977)